

Leseprobe aus:

Björn Kuhligk Tom Schulz

Wir sind jetzt hier Neue Wanderungen durch die Mark Brandenburg



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2014

 HANSER BERLIN



Björn Kuhligk · Tom Schulz

WIR SIND JETZT HIER

Neue Wanderungen
durch die Mark Brandenburg

Hanser Berlin

Zum Schutz von realen Personen wurden Namen zum großen Teil verändert und Handlungen, Ereignisse und Situationen modifiziert.

Für die großzügige Unterstützung danken die Autoren:

Brandenburger Theater – Theater Brandenburg
Buchbinder Autovermietung
Gästehaus Kloster Lehnin
Parkhotel Schloss Wulkow
Schloss Wiepersdorf und Anne Frechen
Schlosshotel Gusow
Schlosshotel Lübbenau
Stiftung Schloss Neuhardenberg

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24504-4

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2014

Alle Rechte vorbehalten

Fotos im Buch © Björn Kuhligk / Tom Schulz

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C006701

WIE ALLES BEGANN

»Weißt du«, sagte einer von uns, »wir leben seit Ewigkeiten in dieser Stadt, kennen Kreuzberg, Friedrichshain, Mitte und den Prenzlauer Berg wie unsere Westentaschen, aber hast du eine Ahnung, wie es nördlich von Spandau aussieht?« Wir saßen an einem lauen Sommerabend im Jahre 2009 am Müggelsee. »Nö«, sagte der andere, »vor ein paar Jahren war ich dort mal an einem Badesee.«

Die Wellen plätscherten, ein Hund bellte, ein Dampfer fuhr vorbei. »Ja, klar, das ist doch der Klassiker. Jeder kennt einen Badesee, und dann hört's aber auch schon auf!«, sagte der eine. »Na ja«, sagte der andere, »als Kind war ich mit der Schulklasse im Spreewald, das war Ende der Achtziger!« »Ja, gut«, sagte der eine, »da war ich kurz nach 89 auch, das sah echt krass aus!« Vier Jugendliche und ein Hund traten neben uns, sahen auf das Wasser, und der Kleinste, der ein Sixpack Bier unter den Arm geklemmt hielt, rief: »Wir sind falsch rum gelaufen, die Party ist da drüben!« Die drei anderen Pickelgesichter murrten und der Kleinste sagte: »Egal, wir fangen jetzt an! Wollt ihr auch eins?« Er öffnete die Flaschen mit den Eckzähnen und reichte sie uns.

»Ist doch ganz schön hier!«, sagte einer von uns.

Die vier schwiegen und tranken.

»Von wo seid ihr denn?«, fragte der Kleinste.

»Berlin.«

»Cool«, sagte er.

»Und ihr?«, fragten wir.

- »Eberswalde, aus der Nähe!«
- »Hartes Pflaster!«, sagte einer von uns.
- »Langweiliges Pflaster«, sagte der, der die Hundeleine hielt.
- »Wie is'n dit da so?«, fragte einer von uns.
- »Dit willste nich wissen, Alta!«

In der Dämmerung gingen wir am Ufer zurück, passierten den Spreetunnel, und als wir auf dem S-Bahnhof Friedrichshagen standen, sagte einer von uns: »Gut, machen wir ein Buch über Brandenburg.« Und der andere sagte: »Ja!« Drei Jahre später machten wir uns auf den Weg.

Björn Kuhligk und Tom Schulz
Berlin, im November 2013

HAVELLAND 1

FALKENREHDE

Auf zu den lachenden Dörfern!

Mitten in einem gewaltigen Regen fahren wir in den Morgenstunden von Berlin los. Die Spreekanäle rinnen schneller, bewegt durch das fallende Wasser. Zäh fließt der Verkehr auf dem Zubringer zur Stadtautobahn. Jeder größere Guss legt die Stadt lahm. Die Autos schieben sich in Zeitlupe vor wie schaumgebremste Barken in einer Lagune. Über die Heerstraße entkommen wir der Metropole und erreichen bald, nachdem wir die Vorstadt Spandau hinter uns zurückgelassen haben, das Havel-land.

Der Himmel wie in Blei gegossen. Der Regen lässt nach, als wir in Falkenrehde anhalten und in einer kleinen Bäckerei Bienenstich essen und Kaffee trinken. Vor der Bäckerei hängt an die Wand montiert ein überlebensgroßes Plastik-Softeis. Der Sommer ist vor ein paar Wochen zu Ende gegangen, jetzt kleben feuchte Lindenblätter auf dem Gehweg. Falkenrehde, eines der lachenden Dörfer, haben wir bei Fontane gelesen. Wie lacht ein Dorf? Wie lachte es in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts? Wir finden es aufgeräumt. Ein Dorf, das sich an einer Bundesstraße entlangzieht. An einem Vormittag mehr Autos als Menschen auf den Straßen. Kehrt man um, erreicht man Paaren und Uetz, beides ebenso lachende Dörfer. Man hat die Wahl zwischen »Siggis Imbiss« und »Marcos Imbiss«, zwei Wallfahrtsstätten für Trucker und Brummifahrer. Beide werben mit guter deutscher Hausmannskost. »Futtern wie bei Muttern«. Wir sehen eine Frau, auf



ihren Rollator gestützt, vor einer Hauswand. Drei Personen, Mutter und Tochter, Großmutter und Enkelkind. Die Oma schiebt den Kinderwagen. Sie gehen schweigend nebeneinanderher. Wir biegen ab in Richtung Neu-Falkenrehde. Nach ein paar hundert Metern ein Betonsteinwerk. Aus Zement und feinem Kies, Sand und Wasser werden die formschönen Pflastersteine gefertigt, die hier jede Hauseinfahrt schmücken. Im Fischgrätmuster, als Waben oder in der Form eines Knochens, Bordsteine, Rasenkantensteine, Gartenwegplatten, Bischofsmützen, Palisaden und Poller – es gibt scheinbar nichts, was nicht aus Kunststein gefertigt werden kann. Funktional blendend, preisgünstig und leicht zu verlegen. Lachende Betonsteine! Rosa oder grau, glatt, aufgeraut oder sandgestrahlt. Fontane konnte den Triumphzug der Betonfertigteile nicht mehr miterleben. Wie hätte er ahnen können, dass es für alles Echte eines Tages einen künstlichen Ersatz geben würde, für jedes Ding eine Kopie. Ein Surrogat selbst für das Empfinden, in welchem wir zuweilen wie in einer Parallelwelt

leben, einer Matrix. Durch das Programm, das uns leitet, können wir alles so arrangiert sehen, wie ein lachendes Dorf auszusehen hat. Eine Filmkulisse oder ein virtueller Raum. Menschen gibt es keine mehr, aber es laufen Gestalten herum, die per kleinster Bewegung mit den Fingerspitzen in Aktion gesetzt werden können. Jetzt sprechen die Frauen auf der Straße miteinander, scherzen und fallen sich gegenseitig in die Arme. Von überall her strömen Einheimische, sie bevölkern die Wege und halten Blumen in den Händen. Werfen die Arme zum Himmel hinauf.

Wir sitzen in unserem Gefährt, drücken die Zigarette aus und beginnen die Fahrt zu genießen. Wir jedenfalls lächeln wirklich. Der Regen hat aufgehört.

PARETZ

Seid ihr Ost oder West?

Wir klingeln, warten, klingeln noch mal.

»Hallo?«, ruft ein Mann.

Wir öffnen die Pforte zum Garten der Unterkunft und sehen ihn dann schemenhaft zwischen den Zweigen einer Eberesche hindurch auf der Treppe des Hauses stehen.

»Seid ihr Wanderer?«, fragt er.

»Wir haben unser Gepäck im Auto!«

Er wirkt irritiert.

»Haben wir auf der Straße geparkt«, sagen wir.

»Dann fährt mal einer von euch das Auto auf das Grundstück, ja? Wenn die Straße zu ist, hupt der Nachbar immer gleich wie verrückt.«

Das Wohnzimmer ist mit massiven Holzmöbeln vollgestellt, auf denen Unordnung herrscht. Es riecht verwohnt. Der Vermieter bittet uns per Handbewegung an den Tisch, um den zwölf gepolsterte Stühle stehen. Mitten auf dem Tisch ein riesiger Strauß roter und weißer Rosen in einer weißen Porzellanvase, daneben ein Stapel blauer Servietten, Salz- und Pfefferstreuer und eine mit Bonbons und Schokolade gefüllte Schale in der Größe einer Suppenschüssel.

»Wir regeln das erst mal mit der Kohle, ja!«

Wir nicken. Er verlangt die persönlichen Daten und füllt sorgsam zwei Meldescheine aus. Bei der Angabe »Land« schreibt

er BRD. Er legt den Stift neben die Papiere, lehnt sich zurück und faltet die Hände auf seinem großen Bauch.

»Und, was haben Sie hier vor?«, fragt er.

»Wir wollen uns Paretz ansehen. Wir schreiben ein Buch über Brandenburg.«

»Neuer Fontane oder so, ja?«

Er grinst breit.

»Genau, ja.«

Er fasst in seinen Vollbart und sieht uns lange an, als überlegte er, ob wir ihm Blödsinn erzählen.

»Fontane, soso, über die Menschen und so, ja.«

»Fontane hat sich nicht so für die Menschen interessiert, der hat viel über Schlösser geschrieben.«

Keine Reaktion. Also setzen wir noch einen drauf.

»Das war ein Schnösel, der ist in seiner Kutsche durch Brandenburg gefahren und hat sich dauernd darüber beschwert, wie schlecht die Straßen sind. Der hat sich wohl den Steiß geprellt.«

Der Mann lacht auf.

»Die sind immer noch schlecht. Die Luise, die hat sich nicht von Napoleon bumsen lassen, die ist lieber, das müsst ihr euch mal vorstellen, die ist lieber von hier mit der Kutsche bis Königsberg gefahren. Seid ihr Ost oder West?«

»Wir sind beides«, sagen wir, »vor ihnen sitzt eigentlich die Wiedervereinigung.«

»Ist ja nicht so oft, dass sich Ost und West verstehen. Wenn wir Gäste aus'm Westen haben, dauert es nicht lange, also, ich muss freundlich zu unseren Gästen sein, natürlich, klar, aber das dauert nicht lange, und dann denken die: Der Ost-Idiot! Oder ich denke: Die verstehen nicht, was ich sage, klar. Ampelmännchen und so. Es geht nicht um Ampelmännchen. Kurz nach der Wende konnte man im Osten abbiegen, wie man wollte, im Westen nicht. Im Westen gab es diese Abbiegen-verboten-Schilder, hier links rum, verboten, oder rechts, verboten. Als wir dann zusammen-

gelegt wurden, Wiedervereinigung und so, versteht ihr, da war das auch im Osten verboten. Erstens kamen die durchgezogenen Linien, zweitens die begrünten Mittelstreifen. Ich war Musiker, Gitarre, habe dann umgesattelt, Mensch, 89 und so, da hätte ich jeden Tag vier, fünf Kundgebungen aussteuern können. Jetzt ist nichts mehr von der DDR da, nur noch BRD. Die DDR hätte sich allein in den Griff bekommen, wir sind ein Volk und so.«

Wir, die wir heute früh in einer Stadt losgefahren sind, in der nur noch selten die Frage nach der Himmelsrichtung gestellt wird, schauen uns kurz an und sagen dann frech: »Hey, kommen Sie, das sind Sachen, die können wir auch in Sachsen oder an der Ostsee hören. Das weiß doch jeder, aber was ist hier im Dorf los? Was hat sich hier verändert? Sind hier nach der Wende neue Leute hergezogen?«

Der Mann ist ein wenig verwirrt, sammelt sich wieder.

»Hier wohnen viele alte Kommunisten, alles ehrliche und ernste Kommunisten. Nazis und CDU haben wir hier eher nicht. Paretz ist SPD. Die Fahne vom Schützenverein, die seit, das müsst ihr euch mal vorstellen, die seit 45 verschwunden war, hat einer nach der Wende irgendwo wieder rausgezogen. Aber nichts, dafür interessiert sich niemand. Die durften dann auch mal bei Dorffesten mit und so, da durften die auflaufen. Acht oder neun Mumien, die stolperten die Straße entlang. Ich dachte, das schaffen die gar nicht mehr und werden vom Sani-Wagen abgeholt.«

»Und die Zugezogenen, machen die da mit?«, fragen wir.

»Wir haben hier einen Regisseur, das ist ein guter Typ, der hat ganz viel gemacht mit der, na, na, Österreicherin, sieht gut aus, bisschen älter.«

Wir überlegen gemeinsam, werfen alle ein paar Namen in den Raum. Kein Treffer.

»Regie und so, pah, könnt ihr vergessen, heute ist das ganz anders. Da sagt die, na, die, die Österreicherin, ach Mensch, Alzheimer von hinten und vorne, Mensch, die sagt, wer Regie ma-

chen soll. Die sagt das, das müsst ihr euch mal vorstellen, *die* bestimmt das! Der kommt auch zu den Dorffesten, da ist dann die Feuerwehr, die bauen das auf, und der kommt eben auch und quatscht mit allen. Gibt auch welche, die mehr außerhalb wohnen, die keinen Kontakt suchen. Die brauchen länger, Dreiviertelstunde dauert das, ja.«

»Dauert was?«, fragen wir.

»Nach Berlin zu ihren Freunden.«

»Okay.«

»Okay was?«

»Verstanden! Wie viele«, fragen wir, »sind zugezogen, die Hälfte?«

»Nein, nein!«

»Mehr?«

Er zögert, hält kurz seine rechte Hand an die linke Wange.

»Ja.«

»Zwei Drittel?«

»Vielleicht.«

Er lehnt sich wieder zurück. Das Gespräch interessiert ihn nicht mehr. So sitzen wir eine Weile schweigend da.

»Ich hatte ein Jahr was mit der Stasi«, sagt er, »ich habe mich freiwillig gestellt. Ich bin da ohne Handschellen hingegangen. Ich hatte einen Verhandlungstermin. Ich war pünktlich. Ein Jahr. Ich hätte schon eher rauskönnen. Ein Oberst hat mir gesteckt, dass sie keinen anderen haben, der so pflichtbewusst ist.«

Er legt eine Pause ein.

»Ich musste also bleiben, klar. Meine Frau hat jeden Monat einen Antrag auf Haftverkürzung geschrieben. Ich habe das erst später erfahren, hat mich gerührt.«

Ein kleiner Hund flitzt ins Zimmer, unter den Tisch.

»Das ist Alfi«, erklärt der Vermieter, »der Hund von den Nachbarn, meine Frau und ich sagen immer, dass Alfi eine Mischung aus Wildsau und Hyäne ist, guckt mal, oder?«

LEHNIN UND KLOSTERSEE

Friede, Freude und Gerechtigkeit

Ein Ort der Stille zu sein, verspricht das Kloster Lehnin. Die Zisterzienserabtei, das älteste Kloster der Mark Brandenburg, bildet seit eh und je den Mittelpunkt der Stadt. Eingefasst von einer großen Anzahl würdevoller Bäume, stehen die Backsteinbauten in einer Schlichtheit da, die dem Wesen ihrer Erbauer entspricht. Klare Linien und Konturen ohne Zierrat.

Kloster Lehnin, umgeben von Seen und Wäldern, erstreckt sich in einer Niederung mit welligem Profil, an die Sumpfgebiete anschlossen, als die Mönche im zwölften Jahrhundert die Abtei erbauten. Sie lebten in Bescheidenheit und Strenge, trugen einfache Kleider und missionierten unter Heiden und Hinterwäldlern. Und wurden reicher, ohne die Lebensart zu ändern. Verliehen Geld und bekamen mehr Geld zurück. Besaßen immer mehr: Dutzende Dörfer, Wälder, Tausende Hektar Ackerland, Seen und Mühlen. Sogar das Städtchen Werder kauften sie. Sie waren so reich, dass sie den Armen etwas von dem gaben, was sie im Überfluss besaßen.

Die Stille ist ein unsichtbarer Ort. Wie könnte man sie messen. Dass scheinbar nichts geschah, war eine Sache des Verborgenen. Die Geräusche der Körper, ihre Verrichtungen. Alles schien verschlossen, bis auf das Café und das Museum, die Kirche, die an wenigen Stunden des Tages ihre schweren Türen einen Spalt breit offen ließ. In der Stille wird Gott zu einem Buch ohne Sie-

gel. Wenn wir uns bewegen, werden wir akustisch wahrnehmbar. Die FüÙe treten auf Laub, Gras oder Beton. Die Jacke knarrt im Wind. Alles, so scheint es, muss man voneinander entkoppelt sehen und hören: das Geräusch von der Quelle, die Stille vom versiegenden Echo. Dass nicht einmal die Steine reden, ist wahr. So wie auch Gott nicht spricht, sondern in der Stille hörbar wird.

An einem unverhofft nachsommerlichen Herbsttag zogen wir los, spürten noch einmal die Sonne, ihre Helligkeit und Wärme. Wir hielten mit dem Wagen am Waldrand vor dem Klostersee und spazierten ans Wasser. Folgten dem Schild SKULPTURENPARK. Der See hat tatsächlich die dreieckige Form, die man ihm nachsagt. Schwäne balzten. Andere Wasser- und Landvögel kreisten in der Luft, doch die Schwäne dominierten das Bild. Wie beschreibt man die Ekstase unter den weißgefiederten Liebenden? Das männliche Tier plusterte sich auf und posierte mit geschwollenem Kamm. Es startete zeitgleich mit dem Weibchen, das einige Meter voraus abhob, zu einer Art Balzflug ohne Akt. Nach der Landung gingen beide auf Distanz, bis der männliche Schwan dem aufreizend langsam schwimmenden Weibchen erneut nahe kam, freilich auf Schlagdistanz. Beide entschwanden aus dem Blickwinkel in die seichten Ufergebiete, um kurz darauf wieder mit gehörigem Abstand in die Mitte des Sees zu steuern. So geht das jetzt etliche Stunden, vielleicht Tage?

Am Ufer hat ein schickes Café geöffnet. Zwei Damen kredenzen Kaffee und Kuchen für eine Hamburger Gesellschaft, die an einem langen Tisch sitzt. Alles ist elegant hergerichtet. Eine kleine Terrasse. Die Gedanken sammeln Laub auf. Zählen etwas zusammen, finden eine Fülle, keine Leere.

Der See einstweilen meint es gut mit uns. Wir sind seine Besucher. Ihn stört das nicht. Er hat uns eingeladen. Wir sind

gekommen. Blicken über das Wasser, das weder tief noch trüb scheint. Eine der Cafébesitzerinnen spricht uns an. Sie und ihre Freundin seien zugezogen und hätten das Grundstück am See gepachtet.

»Der schönste Platz ist gleich der Tisch hier vorn«, sagt die Dame zu uns. »Hier sitze ich am liebsten.« Im Garten laufen ein paar Gäste beschwingt umher. Frauen zwischen vierzig und Mitte fünfzig, die, wenn man sie fragt, aus Blankenese, Pattensen oder Frankfurt-Sachsenhausen stammen und einen Selbstfindungskurs am See bezahlt haben. Achthundert Euro für fünf Tage einschließlich Übernachtung und Vollpension. Die Frauen malen und gestalten, meditieren und können im Rahmen des Kurses Gruppenerfahrungen machen. Wie richtig und gut sich das anfühlt, denken wir. Unsere Wohlfühlkörper schwingen über den getrimmten Rasen, alles fühlt sich leicht an und ganz gegenwärtig. Über den Garten, der an den See grenzt, sind etliche Skulpturen verteilt, die eines sein sollen: Gegenwartskunst. Zumeist mit dem Akzent auf Handwerk. Wie schön, dass man Kunst betrachten kann, ohne dabei denken zu müssen oder zu empfinden. Man wird an nichts erinnert, assoziiert und imaginiert nichts.

In der Nachbarschaft des Seegartens trifft man, wenn man zehn Schritte vom planierten Weg abkommt, auf zwei Abrissgebäude, die sichtlich noch aus der Zeit der DDR stammen. Sie wurden post mortem mit Sprüchen versehen, die nicht in diesen Text passen. Was vorher hier war? Ein Betriebsferienheim des Kombinats »Roter Oktober«? Eine Bildungsstätte der »Pionierorganisation Ernst Thälmann«?

Über das »Restaurant und Kurhaus am Klostersee«, dem späteren Waldidyll, hieß es in einem Inserat des Besitzers Carl Palte von 1914: »Größtes und schönstes Gartenetablisement Lehnins, direkt am Wald und am Klostersee gelegen. Herrliche Sommerwohnungen mit guter Pension. Elektrisches Licht und Wasserleitung. Einzige Anlegestelle für Motorboote, Ruderer und Segler.

Besonders empfehle ich mein Lokal den Ausflüglern, Vereinen, Schulen und Touristen, und gebe bei vorheriger Anmeldung Preisermäßigung. SAAL, SPIELPLÄTZE, AUSSPANNUNG. Gute Küche, Diners, Soupers à la carte. Weine aus renommierten Häusern. Gut gepflegte Biere. Auch im Winter geöffnet.«

Vor etwa hundert Jahren konnten Gastronomen ganze verständliche Sätze bilden, verfassen und in Umlauf bringen. Sie verstanden ihr Geschäft als eine Angelegenheit für alle Bevölkerungsschichten. Rund um Lehnin gab es vierzehn Ausflugslokale, die Postkarten drucken ließen, um für sich zu werben. Schaut man sich heute in der Gegend um, bekommt man feuchte Augen. Doch schließlich ist der Blick auf die Vergangenheit durchaus nicht frei von Angst und Schrecken. In einer Werbung für die neugebaute Reichsautobahn am Brandenburger Dreieck hieß es 1936 in festen Reimen: »Kennst Du in der Brandenburger Mark, / Lehnin mit seinem Kloster, uralt und stark, / Von herrlichen Seen und Wäldern umgeben, / Vor 1000 Jahren schon verstanden Mönche dort gut zu leben. / Diese Weisen suchten das Schöne mühsam und schwer. Heute hast Du keine Mühe, keine Hindernisse mehr. / Die Autobahn führt sicher und schnell Dich dorthin, / Nach dem historischen naturschönen Kloster Lehnin ...«

Wer hat die Exklusivrechte am Klostersee, wer die Vermarktungsrechte, fragten wir uns. Wer die Fernsehrechte, wer die Persönlichkeitsrechte? Wir blieben vorerst ohne Antwort. Einmal soll alles wieder allen gehören und keinem Einzelnen soll es mehr gutgehen, sondern allen. Wie den Schwänen, die alle weiß sind und gleich. Wären da nicht die Trauer und der Zufall, die manchmal das Kleid schwarz färben, wären da nicht die Wurzeln auf dem Grund. Dem See warfen wir zum Abschied einen Blick hinterher, nicht ohne Wehmut, denn wir leben gewöhnlich nicht am Wasser.

Als wir am nächsten Vormittag aufbrachen, stellten wir fest, dass uns dieser Ort fehlen wird.

Wir hatten das Glück, im Gästehaus des Klosters zu wohnen, das seine Besucher wunderbar großzügig empfängt. Mit dem Vertrauen auf das ewige Leben. Erst hinterher, wenn man bereits wieder zu Hause ist, zahlt man die geringe Summe für sein Zimmer. Unsere Zimmer mit den Nummern 111 und 112 trugen die Namen »Friede« und »Freude«. Die 110 – »Gerechtigkeit« – blieb unbewohnt. Oder schlief. Schläft die Gerechtigkeit nicht häufig, fragten wir uns.

Das Kloster mit seiner Kirche und den einzelnen Trakten, dem Kapitelsaal, dem Königshaus, einem alten Kornspeicher sowie dem ehemaligen Brau- und Branntweinhaus und Resten der Klausur, pflegt ein Schweigen, das verständlich ist. Entrückt jener nachmodernen Welt, in der wir Tag für Tag leben.

Klausur der Bäume. Ein Gelübde, sich den Worten nur zaghaft zu nähern. Was ist das Unausgesprochene, das sich hinter diesen Mauern verbirgt? Wir hätten gern den einen oder anderen Klosterbewohner danach befragt. Doch wir trafen in anderthalb Tagen niemanden an. Was ist es nun, worüber niemand spricht? Es bliebe dann noch: Friede, Freude und Gerechtigkeit.

LEHNIN, ZILLESTUBE

Was ist das Schönste an Berlin?

»Wenn Micha das alles bezahlt, kriegt er wieder was von mir, vorher nicht. Sag ihm das so!«

Der Mann, der Bier und Schnaps hatte, nickt akzeptierend und zahlt. Zu seinen Füßen liegt ein großer weißer Hund. Er steht auf, der Hund folgt seinen Bewegungen. Wir waren schon mittags hier und haben eine Soljanka gegessen, wie man sie besser nicht kochen könnte. Am Eingang der Zillestube, zu der wir eine Treppe hinaufmussten, hängt draußen eine meterlange Stoffpuppe von der Decke, auf deren Bauch WELCOME steht. Auf den Fensterbänken kleine Kürbisse, Topfpflanzen, Maiskolben und Zwerge aus Ton. Über dem Fernseher, der in einer Ecke auf einem Brett positioniert ist, steht auf einem Messingschild, genau in Bildschirmgröße:

*»Glücklich ist
wer verfrisst
was nicht zu
versaufen ist«*

Halblange Gardinen. Fünf Tische mit karierten Decken. Zille-Bilder an den Wänden. Wir setzen uns in die Nähe des kleinen Tresens. Wir sind nun die einzigen Gäste. Die Frau kommt an unseren Tisch.

»Zwei große Bier, bitte.«

»Wie groß?«, fragt sie.

»Das größte, was Sie haben!«

Die Frau sagt nichts.

»Aber keinen Kochtopf!«

Das findet sie nicht lustig.

»Null fünf?«, fragt sie.

Die Frau lächelt und geht zurück zur Theke. Über der CITY TANK-Tankstelle, gleich nebenan, steht der Vollmond. Zwei Jugendliche in Jeans und Kapuzenpullovern, in höchsten Tönen »jau-jau-jau« brüllend, stiefeln breitbeinig, als gehörten ihnen CITY TANK, Lehnin und die Welt, in den Verkaufsraum der Tankstelle.

Die Frau erzählt, dass ihr Mann, der hier Koch sei, aus Thüringen komme und sie von der Küste und dass sie hier nicht mehr weggehen würden. Der Koch schaltet, nachdem er Kartoffeln geschält hat, das Licht in der Küche aus, setzt sich an den Nebentisch und rechnet den Tagesumsatz mit Schreibblock und Taschenrechner aus.

»Wie sind Sie nach Lehnin gekommen?«, fragen wir.

Der Mann legt den Stift neben den Block, nimmt langsam die Lesebrille ab, dreht sich zu uns mit einem Grinsen, das sagen könnte: Passt mal auf, der Zillestuben-Chef, der, der diese grandiose Soljanka zustande bringen kann, der erzählt euch jetzt mal was, und sagt:

»Wir haben früher im Palast der Republik gearbeitet. Wir wollten uns immer selbständig machen. Unser Chef im Palast hat uns das Restaurant angeboten. Das hat seine Schwester bewirtschaftet, die ist gestorben. Wir sind jetzt seit vierzehn Jahren hier. Wir sind, sagen wir immer, vierzig Jahre erfolgreich an Lehnin vorbeigefahren und einmal abgebogen. Jetzt sind wir hier. Wir mögen das hier, Ruhe und gute Luft. Manchmal ist es schwierig, mal besser, aber es trägt sich.«

Wir hören ein Maunzen, eine schwarz-weiße Katze kommt in den Gasträum, majestätisch betritt sie ihn, wie es nur eine Katze tun kann.

»Pittiplatsch«, ruft die Frau, »zurück!«

Die Katze dreht eine Runde und verschwindet wieder.

»Pittiplatsch ist hier ein beliebter Name«, sagt die Frau. »Kennen Sie, oder?« Kennen wir.

Dass Fontane hier war, davon wissen sie nichts, erzählen von dem Willibald-Alexis-Wanderweg, der viele Touristen anziehe. Wir bestellen zwei Kochtopfbiere und zwei Pfeffis, weil eine Brandenburger Kneipe mit Pfeffi noch mehr Brandenburger Kneipe ist, zumindest in unserer Phantasie, und unterhalten uns eine Weile über Berlin, über bauliche Fehlentscheidungen, über den Flughafen, der noch keiner ist.

»Kennen Sie die Postkarte mit Ulbricht, wo draufsteht: ›Niemand hat die Absicht, einen Flughafen zu errichten?«

»Ja, klar«, sagen wir. »Wir können alles außer Flughafen.«

Dann fragt der Mann: »Was ist das Schönste an Berlin?«, und bevor wir auch nur reagieren können, sagt er: »Die Straßen, die rausführen!«

Er lacht leise. »Aber mal ehrlich, wir sind manchmal auch noch in Berlin. Wir haben Freunde in Köpenick, aber hier ist es einfach schöner.«

Feierabend. Es ist halb elf. Zum Abschied empfehlen sie uns einen See für den Sommer.

»Wenn ihr im See liegt, ist es wunderschön.«

»Ihr hört aber die Autobahn«, sagt die Frau.

»Ja, besonders wenn der Wind günstig steht, das ist wunderschön, wenn man die Autos hört«, sagt der Mann.

Wir bedanken uns und wünschen alles Gute. Die beiden stehen in der Mitte des Raums und lächeln still, als gehörten ihnen Lehnin, die Welt und alles, was darüber stehen könnte.

Als wir schon die Tür geöffnet haben, sagt der Mann: »Wenn ihr mal wieder hier seid, schaut bei uns rein!«

Wir versprechen es und meinen es ernst. Die Tür fällt ins Schloss. Die WELCOME-Stoffpuppe dreht sich. CITY TANK liegt erloschen vor uns. Wir gehen die Treppe hinunter. Ein Auto fährt langsam an uns vorbei. Die Stadt ist leer. Der Mond ist da. Wir laufen den kleinen Hügel hinauf, zurück ins Kloster und verteilen uns auf die Zimmer »Friede« und »Freude«.

SCHLOSS GOLLWITZ

Sie fotografieren unsere Kirche!

»Sie fotografieren unsere Kirche! Hätten Sie doch gewartet, bis wir davorstehen ...«

Eine Rentnerin, begleitet von zwei etwa gleichaltrigen Damen, spricht uns forsch an.

Alle drei korpulent. Wir treffen sie auf der Dorfstraße. »Hätten wir gehnt, dass wir Ihnen hier begegnen!«, antworten wir und grinsen unverhohlen. Unsere, also ihre Kirche gehört zum Schloss, das heute eine Begegnungsstätte ist. Wie auf einem Schild steht: »Für jüdische und nicht-jüdische Jugendliche«. Damit keine Verwechslung aufkommen kann. Die drei Rentnerinnen ziehen weiter, breiten sich aus auf ihrer Dorfstraße und werden in der Entfernung ununterscheidbar eins.

So ist das mit den besitzanzeigenden Pronomen. In ihrem Kirchgarten mit anrainendem Gottesacker haben wir eigentlich nichts zu suchen. Sechs Gießkannen hängen an einem Holzgestell, vier graue und je eine türkis- und orangefarbene. Die grauen sind verrostet, während die beiden neuen Kannen leuchtend strahlen. Zu welcher von ihnen würden die drei Rentnerinnen greifen? Gehört ihnen auch eine der Kannen?

Es ist Sonntagnachmittag. Die Messen sind gesungen, falls Messen gesungen wurden. Vielerorts wird das Erntedankfest gefeiert an diesem Sonntag. Nicht so in Gollwitz. Oder wir haben es nicht bemerkt, als wir uns möglicherweise zu spät der Kirche näher-

ten, die verschlossen war und den drei korpulenten Damen gehört, die sie aufschließen lassen, wann es ihnen gefällt. Heiterkeit breitet sich aus bei der Vorstellung, dass drei alte Frauen über das Wohl und Wehe von Gollwitz bestimmen, einem Universum mit Bäumen und Büschen, nah an die Havel gebaut. Von den jüdischen und nicht-jüdischen Jugendlichen, die sich im Schloss und den Nebengebäuden begegnen sollen, ist nichts zu sehen oder zu hören. Eine Angestellte verrückt ein paar Stühle in einem Saal. Am Himmel ziehen Vogelschwärme wie Ausrufezeichen. Die Rentnerinnen sind verschwunden. Da ihnen hier alles zu gehören scheint, stricken sie weiter am Strumpf der Ewigkeit, die in Gollwitz einen guten Ort gefunden hat. Wir schließen die Autotür auf und haben Erde an den Schuhen.

Der Zündschlüssel passt dahin, wo er hingehört. Wir wechseln die Musik.

DÖBERITZER HEIDE UND KETZIN

Tach!

Was wir sehen: Hornbach, einen Windpark, hinter einem Hügel den weißen Flachbau des Stahlwerks Potsdam, die Döberitzer Heide, die ein Truppenübungsplatz war und nun ein Naturschutzgebiet ist, die vom Regen durchweichten Wege, die wir einige hundert Meter weit betreten, in den Matsch einsinken, dann kehrtmachen, wieder ein Windpark, Hornbach, Lidl, Edeka, eine Tankstelle. Auf Antenne Brandenburg singt Achim Mentzel »Gott sei Dank ist sie schlank«, die Wolken, die Wolkenbänke, die Formation der Wolken, die Windräder, auf einer schmalen, von Windflüchtern gesäumten Straße zwei Bachstelzen, ein Typ mit Kapuzenpullover und Kampfhund, Kastanien, die aus Kastanienbäumen herunterfallen, Blätter, die aus Kastanienbäumen unterkreiselnd, auf dem Dach eines verfallenen Schlosses eine sich putzende Elster, auf dem Kampfhund-Pullover die Worte HARD, dann der Reißverschluss, dann CORE, dann wieder Wolken, ziehende Wolken.